Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 11

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman [Fortsetzung]

Autor: Flückiger, F.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667353

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

F. A. Flückiger

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

7

Philipp nahm die Mappe, die ihm der andere überreichte, und überflog die verschiedenen Schriftstücke: die Bankbelege, den Empfangsschein von Levelu, den Brief von Doublet.

«Das ist sauber durchdacht», überlegte er, während er langsam den Brief durchlas, der am Rand und in den Falzen etwas angegilbt war. «Es wird alles wahr sein, wenn man es nachprüft. Und niemand wird an irgend etwas schuld sein.»

Nur eine Frage war noch nicht beantwortet: wie Almond dazu kam, sein Geld an den Hilfsverein überweisen zu lassen. Das war ja eine gut ausgeklügelte Sache: selbst in Notzeiten hätte Vater wohl nicht einen so grossen Betrag aus den Händen gegeben, wenn nicht ein Mann wie Wohlwend, dem er (wenigstens damals noch) vertraute, sich dafür verantwortlich erklärte. Also musste jemand da sein, der Wohlwends Verhältnis zu Vater kannte. Ferner musste es jemand sein, der in Almonds Fluchtpläne eingeweiht war. Wer konnte das sein? Gregorianu?

Er war versucht, Wohlwend rundheraus über seine Beziehungen mit der «Banque de Suisse et de Roumanie» und mit Gregorianu auszufragen. Doch mahnte er sich zur Vorsicht. Wenn alle diese Akten nicht die schlichte Wahrheit enthielten, sondern ein geschicktes Alibi waren, nach dem niemand irgendwie schuldig war ausser höchstens darin, dass er einem andern zu sehr vertraut hatte (und in diesem Sinn war ja sogar Vater ein Mitschuldiger!) — dann mochte sehr wohl Gregorianu dahinter stecken. Wohlwends Rolle war ihm noch viel zu unklar, als dass er sich durch allzu deutliche Fragen hätte verraten dürfen. Der Herausgeber der «Zeitstimme» mochte viel mehr wissen, als er zugab. Aber es war klüger, ihn noch nicht zu sehr zu erschrecken. Zumindest musste er sich vorher Levelu und Doublet ansehen.

«Sie werden es mir nicht übelnehmen», sagte er, «wenn ich Sie um die Adresse von Michel Levelu und auch die von Doublet bitte. Da die Erben von René Almond behaupten, dass das Geld nie in dessen Hände gelangt sei, können diese beiden mir vielleicht weiterhelfen.»

Wohlwend beeilte sich, die beiden Adressen aufzuschreiben. Als er Philipp den Zettel übergab, fragte er: «Sie sprechen von Almonds Erben. Wann ist er denn gestorben?»

«Ich glaube, noch während des Krieges», erwiderte Philipp kurz. Der andere schien zu einer weitern Frage anzusetzen, aber dann hielt er sich zurück. Philipp wartete aber vergeblich.

«Ich bin Ihnen sehr dankbar für ihre Hilfe», sagte er schliesslich.

Wohlwend lächelte rasch und deutete eine Verbeugung an. «Ich bin ein Zeitungsmann, wie Sie wissen ... Und da ich schon die Freude habe, den Sohn des von mir hochverehrten Herrn Rigot, dem ich unendlich zu Dank verpflichtet bin, bei mir zu sehen ... nun ... ich will Sie nicht gerade um ein Interview bitten, da haben Sie Glück, denn die ‚Zeitstimme' bringt keine solchen ... aber, ich glaube, es wäre für unsere Leser von grösstem Interesse zu erfahren, was Sie, der Sie so lange von hier weg waren und doch mit unserer Stadt verbunden geblieben sind ... nun, was Sie von uns denken. Möchten Sie nicht einen Bericht über Ihre Eindrücke veröffentlichen? Wie wir Ihnen vorkommen, und so fort?»

Dieselbe Sache, überall. Ein Fremder kam nach New York, und die erste Frage, noch bevor er das Pier verlassen hatte, hiess: «Wie gefällt Ihnen Amerika?» Und die Antwort lautete natürlich: «Wunderbar.» Man kam nach Zürich — dieselbe Frage. Dieselbe Antwort? Sie war bequem. Sie verbarg alles, was ernst war und wirklich, sie verbarg die Bauers und die Preiters, die Wohlwends und die Bottners, und sie verbarg am besten, was tief im warmen Dunkel der Erinnerung ruhte — den Vater, die Theres ...

Dann fühlte er, wie der andere wartete. «Nein», erklärte er rasch, «ich finde Zürich und die Schweizer wunderbar, natürlich! Aber ich kann darüber nicht schreiben.» Und abwehrend beeilte er sich, seinen Besuch zu beenden.

2

Bauer und Gerson erwarteten Philipp in der Bank. Nachdem er über seine Unterredung mit Wohlwend berichtet hatte, schüttelte Gerson nachdenklich den Kopf. «Das hat er ja gut gemacht ... so geschickt, dass es entweder wahr ist oder Gregorianus Erfindung.»

«Gerade das hätte ich ihm vielleicht auf den Kopf zusagen sollen.»

«Es war wohl klüger, dass Sie es nicht taten. Wir mögen wohl gute Gründe für unsere Vermutungen haben ... aber sie bleiben doch vorderhand nur Vermutungen. Und wenn wir diese zu früh aussprechen, geben wir vielleicht eine wichtige Karte aus der Hand.»

«Wohlwend kam mir nervös vor. Er erwartet wohl selber nicht, dass wir — oder die vorgeschobenen Erben Almonds — uns mit seinen Erklärungen zufriedengeben werden.»

«Es ist doch eine sehr merkwürdige Sache», fiel Bauer ein. «Wenn wir recht haben und Gregorianu das Ganze inszenierte — dann kann ich verstehen, warum er das Geld über Wohlwend gehen liess: das war wohl das beste Mittel, um die Zweifel von Herrn Rigot zum Verstummen zu bringen. Aber ich frage mich: Wozu hat Wohlwend den Mittelsmann gespielt?»

«Vielleicht wurde er dafür bezahlt?» fragte Philipp.

«Das ist unwahrscheinlich. Zu jener Zeit verdiente Wohlwend schon ganz ausgezeichnet mit der ‚Zeitstimme'. Er hatte gewiss keinen Grund, seine Zukunftsaussichten durch düstere Geschäfte aufs Spiel zu setzen.»

«Vielleicht wissen wir bald mehr — sogar wenn ich als nächstes gerade das tue, was Wohlwend erwartet. Ich will nach Paris fahren und mir diesen Levelu ansehen, und auf dem Rückweg auch Doublet. Uebrigens — sagten Sie nicht, Herr Professor, dass auch Gregorianu in Paris sei?»

«Soviel ich weiss, ja.»

«Wenn ich dort bin ... kann ich nicht einen Vorwand zurechtlegen, unter dem ich ihn etwas beschnuppern könnte?»

«Das wäre nicht schwer, denke ich», erklärte Bauer. «Wir haben mit ihm in Geschäften gestanden; er hat auch dann und wann versucht, sich an Herrn Rigot heranzumachen, besonders in der Zeit, da ihm die ‚Banque de Suisse et de Roumanie' erst den kleinen Finger gereicht hatte ... offenbar ohne zu wissen, wie rasch er die ganze Hand packen würde. Wenn ich mich recht erinnere, hat er Herrn Rigot auch gelegentlich neue Rosen gesandt ... Ja! Die letzten, die er gepflanzt hat, kamen von Gregorianu, glaube ich.»

«Die ‚Sutters Gold'?» fragte Philipp betroffen. «So heisst sie wohl.»

«Da Janine Francov nach Paris zurückgekehrt ist, kann sie mir vielleicht helfen, ihm beizukommen. Sie muss doch Näheres wissen über die Art und Weise, in der Almond aus dem Lager befreit wurde ...», überlegte Philipp.

Gersons Gesicht war ernst geworden. «Sie dürfen nicht so leichthin zu Gregorianu gehen, Philipp. Auf jeden Fall müssen Sie vorher mit Levelu und Doublet sprechen. Und da Doublet in der Nähe von Genf leben soll, kommen Sie besser von dort aus nach Zürich zurück, damit wir das weitere besprechen können. Lassen Sie sich auch nicht etwa durch Erfolge verleiten! Gerade wenn Sie glauben, in ihren Nachforschungen erfolgreich zu sein, treten Sie wahrscheinlich in eine Falle! Ich würde Ihnen raten, etwa so vorzugehen: Zunächst sollten Sie sich mit dem Pariser Büro unserer Flüchtlingsorganisation in Verbindung setzen, ganz einfach, um nicht allein in unbekanntem Gelände zu kundschaften. Dann gehen Sie selbstverständlich zu Janine Francov, noch bevor Sie Levelu sehen. Uebrigens — wie steht es mit Ihrem Französisch?»

«Nicht gerade gut. Immerhin: ich vermochte Frau Francov zu folgen, als sie berichtete ...»

«Janine sprach besonders sorgfältig, aus Rücksicht auf uns ... Katia spricht ausgezeichnet französisch ...»

«Katia!» Philipp merkte erst an Gersons Lächeln, wie freudig er den Namen ausgerufen hatte.

«Ja ... Nehmen Sie sie doch als Dolmetscherin mit.»

«Das ... aber natürlich! Das ist ein ganz vortrefflicher Gedanke! Ich will sie gleich fragen!» Philipp hob den Hörer ab.

«Sie werden Katia jetzt nicht erreichen können», sagte Gerson. «Sie ist in der Schule bis fünf.»

Philipp blickte auf die Uhr. Es war ein Viertel vor fünf. «Da will ich gleich versuchen, sie abzuholen.»

3

Er hatte Glück: Katia trat eben auf den Platz vor der Universität heraus, als er seinen Wagen am Strassenrand zwischen zwei andere zwängen wollte. Er rief und winkte. Sie war in ihrer bäurischen Art ein schönes Mädchen — war das nicht Grund

genug, auf einmal von Freude und Wärme durchströmt zu werden?

Sie fuhren an bunt und leicht gekleideten Menschen vorbei zu einer Gartenwirtschaft am See. Der Sommernachmittag umgab sie mit heller Fröhlichkeit, und als Katia einwilligte, mit ihm nach Paris zu fahren, vergass Philipp, dass es einer ernsten Sache wegen war. Hinter den Kastanienbäumen glitzerte der See; die bunten Wimpel der Bootsvermieter flatterten im Wind; weisse Segel glitten schnell vorbei, wie Flügel mächtiger Vögel über den dunklen Kronen der Bäume.

«Philipp ...» hörte er Katia sagen. «Sie sind doch schon mehrere Wochen hier. Müssen Sie nicht eigentlich nach New York zurückkehren? Ich meine ... Ihre Stellung dort?»

«Guinness & Co.? Die werden auch ohne mich Geld verdienen. Da warten mindestens ein halbes Dutzend Leute meines Alters darauf, an meinen Platz nachzurücken. Vorläufig habe ich einen langen Urlaub genommen und brauche mich in dieser Hinsicht nicht zu sorgen. Uebrigens werde ich meine alte Stelle kaum wieder einnehmen. Das muss ja alles noch durchdacht werden.»

Katia nickte ernsthaft.

Gewiss, es musste durchdacht werden ... aber war dies ein Tag dazu? Wenn die weissen Sommerwolken über den Himmel zogen, den fernen hohen Bergen zu, wenn die Menschen dem Quai entlang schlenderten und kein Ziel zu verfolgen schienen als aufzugehen in einem Sommernachmittag, an dem das Leben nichts mehr schien als ein hohes, heiteres Spiel?

Aber Katia ... Katia konnte nicht spielen, kam ihm auf einmal in den Sinn. Oh, sie konnte lachen, vielleicht auch spotten (wie gut hatte sie Frau Wernowitsch vor den Beamten der Fremdenpolizei nachgeahmt!) — aber im Grunde nahm sie alles ernst. Anne — die konnte spielen! Er erinnerte sich, wie sie einmal eine Fürsorgerin, die sich über das Los der puertoricanischen Einwanderer in den Slums von New York ereiferte, eine Pfadfinderin gescholten hatte. Gewiss: sie hatte der Fürsorgerin nachher zu einer Besprechung mit einem Vorsteher des Wohnungsamtes, mit dem sie verwandt war, verholfen. Aber das gehörte mit zu Anne: sie spielte fair. Anne würde wohl auch Katia eine Pfadfinderin heissen, und mit Recht. Er war sicher, dass Katia niemals Annes Ueberlegenheit erwerben könnte — jene Ueberlegenheit, die so weit ging, dass Anne sogar das Spiel wie im Ernst zu betreiben verstand ... Er musste Anne dankbar sein. Sie hatte ihn spielen gelehrt. Aber es war ... es war ... plötzlich fiel es ihm ein: Es war, wie wenn man Wasserräder baute. Anne konnte einem zeigen, wie man Wasserräder baut. Katia aber ... Katia gehörte zum grünen Dunkel des Flusses. Das war das Besondere an ihr. Es war auch das Erschreckende an ihr.

Während er sie zu ihrem Hause zurückfuhr, fragte er sich, ob es wirklich nötig war, dass er sich in diese Almond-Sache einmischte.

VIII. KAPITEL

1

Die Wolken waren weiss und glänzend in der Sonne, ein Meer, eine Brandung, und da und dort, aufgetürmt hoch in die Blaue Unendlichkeit, ein Gebirge, auf das das Flugzeug geradehin zuflog und das sich, je näher es kam, auflöste in Nebeldunst, vorbeigleitend an den Fenstern, schattenhaft, bis sie wieder ins Helle kamen. Dann und wann eine Oeffnung nach unten, in der die Felder Frankreichs auftauchten, eingeteilt in bunte Flekken: die dunklen der Wälder, die bräunlichen der Rebberge, die grünen der Weiden, und immer wieder und mehr und mehr, je näher sie an Paris kamen, das prangende Gelb der Kornfelder vor der Ernte.

Katia sass neben ihm: sie hatten wenig gesprochen, seitdem sie Zürich verlassen hatten. Philipp dachte an die Nachtflüge der Kriegszeit — vielleicht über ebendieselben Felder, dieselben Städtchen, graue Steinhaufen um eine Brücke, an einem breiten blitzenden Fluss ... all dies, von dem er nichts gesehen hatte, all dies in den Schutz der Dunkelheit gehüllt, Jahre und Jahre. Dunkelheit, bis — in den Nächten, da sie früh flogen — in der Tiefe Lichter auftauchten, da eines, dort eines, und manchmal der versammelte Schein einer ganzen Stadt: die Schweiz, die Insel des Friedens. Dann wieder das Dunkel, der Hagel der feindlichen Fliegerabwehr — die Spannung, die Vorbereitung, der Befehl: und unten, aufschiessend, hin- und widerspringend, das ungeheuerliche Feuerwerk ...

Nun zerstreuten sich die Wolken; unten verwandelte sich die Landschaft. Die Häuser waren näher beisammen, und vorne häuften sie sich; Kirchen und Kuppeln ragten aus ihnen empor: Paris.

Das Flugzeug würde landen. Philipp drückte die Zigarette aus und schnallte den Sicherheitsgurt um. Dann kam auch das vertraute Gefühl im Magen:

der leichte Brechreiz, die Leere, das Fallen, dem man preisgegeben war. Und wieder fürchtete er, dass dahinter eine Angst sei — eine Angst, die man verbergen und verschweigen musste vor allen, auch vor sich selber: die Angst vor dem Sturz. Er war kein Feigling. Aber hatte er bewiesen, dass er keiner war? Das Gefühl in der Magengrube — war das ein Zeichen sinkenden Mutes? War es vielleicht ein Zeichen, dass man sich selber verraten konnte?

Er erinnerte sich an die Zeit kurz nach seiner Heimkehr, da er Bob besucht hatte — Bob, der mit ihm zur Fliegerschule gegangen war, der immer ein Scherzwort hatte für jeden und der über Deutschland abstürzte kurz vor dem Ende des Krieges. Philipp hatte die Faust geballt und sich wiederholt, dass er nicht so geworden wäre: so, zusammengekauert in einer Ecke des Militärspitals, ängstlich verkrochen wie ein Tier, das fürchtete, geschlagen zu werden. War das in ihm? War das Gefühl in der Magengrube das Tier?

Solange man im Bauch des grossen Bombers sass, zusammen mit den andern, war die Bombardierung nicht viel mehr als das Ausladen einer Fracht. Man wusste natürlich, dass es nicht nur das war. Aber wenn er an die Deutschen dachte, die dort unten die Fracht auf den Kopf bekamen, musste er sich manchmal gegen den Verdacht wehren, er sei nicht wirklich im Kriege drin. Nicht so wenigstens, wie wenn er bei der Panzertruppe wäre, oder ein Infanterist im Nahkampf — wo er plötzlich einem Feind gegenüberstehen könnte, irgendeinem Jungen ohne Namen, aber den er anreden könnte in seiner Sprache und der einen Mund hatte zu reden, Augen, ein Gesicht . . .

Mit einem leichten Ruck hielt das Flugzeug an. Philipp löste den Gurt mit einer ungeduldigen Bewegung.

Er war erleichtert, als er Katia hinunterhelfen konnte oder das Gepäck durchs Zollamt brachte: sogar so nichtige Dinge gaben einem das Gefühl zurück, dass man selber handeln konnte.

Er brachte Katia zu Janine Francov, bei der sie wohnen sollte. Dort rief er Levelu an.

«Morgen gehen wir hin!» erklärte er, als er den Hörer auflegte.

2

Levelu wohnte in der Nähe des Luxembourg. Philipp wanderte mit Katia durch den Park. Jetzt, am Vormittag, waren nur wenig Menschen hier: ein paar Studenten und da und dort ein junges Paar, sich umarmend, ohne die Vorübergehenden zu beachten. Die Mietstühle warteten in langen Reihen auf den Nachmittag und Abend.

«Die Leute sind anders . . .», bemerkte Philipp. «Anders als zur Zeit nach der Befreiung, als der Krieg zu Ende ging. Sie sind etwas besser angezogen. Aber die Erregung ist fort, die Freude . . . Ach, Katia, Sie sollten Paris gekannt haben zu jener Zeit!»

Bei Levelu war Philipp froh um Katia; der Mann sprach hastig und stiess Worte und Sätze mit solcher Geschwindigkeit hervor, dass Philipp ihm nicht zu folgen vermochte und nur dann und wann ein Wort aufschnappte, das ihm erst verständlich wurde, wenn Katia den Zusammenhang erklärte. Ob er so zungenfertig redete, weil er damit unbequemen Fragen aus dem Weg gehen wollte? Vielleicht war das ein billiger Verdacht. Jedenfalls machte er keine Umstände und berichtete auf das ausführlichste über sein Leben in Genf. Soweit Philipp verstand, hatte er in einer Druckerei gearbeitet . . . und schon war der kleine, zapplige Mann aufgestanden und nahm vom Bücherbrett einen Band herunter, den er stolz vorwies. «Hier habe ich mitgearbeitet! Ach, wir drucken nicht mehr, wie man es früher in Paris und in Venedig tat! Aber für unser Jahrhundert . . . Man darf stolz sein, da mitgemacht zu haben!»

«Es ist schön», erklärte Katia mit ehrlicher Bewunderung und reichte Philipp den Band. Dieser legte ihn ungeduldig weg.

«Erklären Sie mir die Ueberweisung», forderte er.

Soviel er verstehen konnte, hatte Levelu das ihm von Wohlwend zur Verfügung gestellte Geld nach Frankreich geschmuggelt, indem er es den Leuten mitgab, die die in seiner Druckerei hergestellten Bücher über die Grenze brachten, «unter der Nase der Deutschen!», wie er triumphierend hinzufügte.

An wen er es denn geschickt hätte, wollte Philipp wissen.

«An den Patron! Doublet!» erklärte Levelu mit erneutem Eifer. Der Patron hatte mehr Flüchtlingen über die Grenze geholfen als irgendwer sonst von Savoyen bis zum Elsass hinauf. Ein Held, der Patron! Ein grosser Mann, der sich um das Vaterland verdient gemacht hatte und dem denn auch die höchsten Ehrungen posthum verliehen worden waren: die Ehrenlegion, das Kriegskreuz.»

(Fortsetzung folgt)